

Station 1

Länge: 8:04

Dies ist eine Produktion der Fürst Donnersmarck-Stiftung anlässlich ihres jährigen Bestehens im Jahr 2026.

Station 1: S-Bahnhof Frohnau. Vereinslazarett.

Frohnau. Ein S-Bahnhof und ein Stadtteil zugleich am nördlichen Rand Berlins. Neben dem Bahnhof dominiert dem Platz ein im Jugendstil gebauter Turm. Hinter dem Turm liegt ein Gebäudekomplex mit Geschäften und mit einem Café. Wenn wir an einem Sommernachmittag hier vorbeilaufen und vom Tisch nebenan heiteres Geplauder an unser Ohr dringt, lohnt es sich, einen Moment innezuhalten. Denn auch hier hat sich einst der blutige Hauch des 20. Jahrhunderts verirrt. Ab dem Sommer 1914 lagen in den Gebäuden hinter diesem Turm wimmernde, leidende Männer– verletzte Soldaten.

Damals ein Ort, an dem der erste industrielle Krieg der Geschichte sehr konkret wurde. Wie es dazu kam, davon erzählt diese erste Station.

Vor etwas mehr als hundert Jahren stand hier nichts als Wald. Kein Dorf, keine Kirche, keine Straße. Nur Kiefern, Eichen, Birken und das Schweigen der Bäume. Dann kam ein Mann mit einer Idee, um mit dem Geld sie zu ein oberschlesischer Industrieller, Guido Graf Henckel Fürst von Donnersmarck.

Seine Idee war, eine Gartenstadt zu gründen. Ein Ort zum Atmen vor den Toren des großen, rußgeschwärzten Berlin. Villen statt Mietskasernen, Waldluft statt Kohlerauch.

1910 wird die Stadt eingeweiht. Der Kasinoturm steht schon und dahinter, mit ihm durch eine Galerie verbunden, das Kasino. Kein Spielhaus, sondern ein Ausflugslokal mit Weinstube und Biergarten. An den Sonntagen jener ersten Jahre kommen die wohlhabenden Berliner Bürger in Scharen. Sie steigen aus den Zügen, sie wandern durch den jungen Wald, sie stellen sich vor, wie hier einmal ihre Villa stehen könnte. Und am Ende des Tages kehren sie ein, hier im Kasino bei Wein und Musik. Die friedliche Idylle dauert vier Jahre.

Im Sommer 1914 bricht der Erste Weltkrieg aus. Niemand ahnt in diesen Tagen, was dieser Krieg werden wird. Maschinengewehre, Artillerie, Giftgas. Die Wunden, mit denen die Soldaten von der Front kommen, sind schrecklicher als alles, was die Ärzte zuvor je gesehen haben. Nur vier Tage nach der Kriegserklärung ist das Kasino kein Restaurant mehr: Hier wird ein Lazarett eingerichtet. Wo eben noch Gläser klangen, stehen jetzt Reihen von Betten, wo getanzt und geflirtet wurde, hört man Stöhnen. Eingerichtet hat dieses Lazarett der Fürst selbst, unterstützt von der Fürstin Rina. Tag für Tag rollen die Lazarettzüge ein. So viele Versehrt kommen an, dass das Lazarett zügig erweitert werden muss.

Dass der Fürst so rasch handelte, hatte einen Grund. Solche Lazarette entstanden in jenen Wochen überall im Reich aus privater Initiative von adligen Familien, die Gebäude und Geld zur Verfügung hatten. Für ein so angesehenes Adelshaus wie das der Donnersmarcks war ein eigenes Lazarett eine selbstverständliche Pflicht und ein sichtbarer Dienst für die Heimat, zumal der Fürst gute persönliche Kontakte zum Kaiser pflegte. Und das Kasino bot sich an wie kein anderes Gebäude. Es lag unmittelbar am Bahnhof, so dass die Verwundeten geradewegs aus dem Lazarettzug in die einstigen Gasträume getragen werden konnten. Weite, helle Säle mitten im Grünen. Die medizinische Leitung übernahm der persönliche Arzt des Fürsten, Dr. Max Berg. Er schreibt Jahre später:

“Viele hatten noch das Verbandspäckchen als erste und einzige Bedeckung ihrer Wunde – und kamen in dem gleichen Zustand an, in dem man sie vom Schlachtfeld aufgelesen hatte. [...] Die Strapazen und Entbehrungen des Feldzugs haben so manchen in höchst bedauernswertem Zustand in das Lazarett kommen lassen.”

Vier Jahre lang. Die Medizin machte in dieser Zeit gewaltige Fortschritte und viele dieser Männer überleben. Doch sie kehren nicht heil zurück. Sie sind gezeichnet, ein Arm fehlt, ein Bein, das Augenlicht. Es ist jene Generation versehrter Männer, die wir aus den schonungslosen Bildern von Otto Dix und George Grosz kennen.

Mitten in diesem Krieg, im Mai 1916, fasst der 86 Jahre alte Fürst einen Entschluss. Ein Lazarett allein genügt ihm nicht. Er will etwas schaffen, was bleibt: eine Einrichtung, die Menschen dauerhaft hilft. Er gründet eine Stiftung, gibt ihr vier Millionen Mark und 250 Hektar Wald. Sie trägt seinen Namen bis heute: die Fürst Donnersmarck-Stiftung. Sie war außerdem direkt dem deutschen Kaiser gewidmet, der Guido von Donnersmarck Anfang des Jahrhunderts in den Fürstenstand erhoben hatte. Am 15. März 1916 schrieb er an Kaiser Wilhelm II.:

„Euer Majestät haben, wie mir mitgeteilt wurde, der Absicht Ausdruck verliehen, zur Heilung der im Felde verwundeten Krieger eine Kur- und Heilanstalt großen Stils in der Umgegend von Berlin errichtet zu sehen [...] Die Erfahrungen eines Lazaretts in Frohnau haben mir nämlich den Gedanken nahegelegt, eine große Einrichtung zum Zwecke wissenschaftlicher Verarbeitung und therapeutischer Verwertung der besonderen, im jetzigen Kriege gemachten Erfahrungen zu schaffen.“

Doch was heißt Hilfe für einen versehrten Mann im Jahr 1916. Es heißt nicht Selbstbestimmung, es heißt nicht Teilhabe, es heißt vor allem wieder arbeiten können. Wer arbeiten kann, ist nicht auf Almosen angewiesen.

Wie das damals klang, zeigt ein Brief. Die Frau des Fürsten, Rina von Donnersmarck, kümmert sich persönlich um einen der ehemaligen Patienten, einen Mann namens Alfred Günther. Nach dem Krieg schreibt sie ihm:

„Mein guter Günther. Geben Sie Ihre Stellung nicht auf – sämtliche Posten sind überfüllt. Versuchen Sie lieber, Ihre Bildung zu vervollständigen. Das kann Ihnen in späteren Jahren von Nutzen sein. Mit schönem Gruß, Rina Fürstin Donnersmarck.“

Alfred Günther folgt diesem Rat. Er bildet sich weiter und findet eine Stelle im preußischen Innenministerium. Er bleibt Frohnau ein Leben lang treu. Er wird 87 Jahre alt.

Der Fürst selbst erlebt das nicht mehr. Er stirbt im Dezember 1916, ein halbes Jahr nach der Gründung seiner Stiftung. Das Lazarett wird geschlossen, das Kasino wird wieder ein Ort der Geselligkeit – bis es in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs bis auf die Grundmauern niederbrennt. Was wir heute hinter dem Turm sehen, ist ein Bau der fünfziger Jahre.

Und die Stiftung? Sie hat noch einen langen Weg vor sich. Die Inflation wird ihr fast das gesamte Vermögen nehmen. Die Nationalsozialisten werden versuchen, sie aufzulösen. Erst nach 1945, nach einem zweiten, noch furchtbareren Krieg, wird sie tun können, wofür sie heute steht: Menschen mit Behinderung begleiten – nicht, damit sie für den Staat funktionieren, sondern damit ihr Leben ihnen selbst gehört.

Bewegen Sie sich zurück zum Bahnhof und von da über die Brücke bis zum Zeltinger Platz. Da setzt sich unsere Geschichte mit den nächsten Stationen fort.

Station 2

Länge: 4:05

Dies ist eine Produktion der Fürst Donnersmarck-Stiftung anlässlich ihres jährigen Bestehens im Jahr 2026.

Station 2: Gartenstadt Frohnau (Zeltinger Platz)

Sie sind jetzt am Zeltinger Platz. Schauen Sie sich in Ruhe um: eine Kirche mit wuchtigem Wehrturm, ein paar Geschäfte, Bänke, alte Bäume. Es wirkt wie ein Ortskern, der über Jahrhunderte gewachsen ist, wie ein Dorf, das sich nach und nach um eine Kirche und einen Marktplatz gelegt hat. Aber dieser Eindruck täuscht. Hier gab es über Jahrhunderte kein Dorf, keinen Markt, keine Höfe – hier stand nur Wald. Frohnau ist keine gewachsene Stadt, sondern eine geplante: am Reißbrett entworfen, in den Wald hineingezeichnet.

Ein Berliner Architekturbüro entwarf den Grundriss. Ein Landschaftsarchitekt zeichnete die Grünanlagen, und selbst der Name stammt aus einer Ausschreibung: Frohnau, abgeleitet von „frohe Aue“. Wer den Vorschlag eingereicht hat, weiß heute niemand mehr. Diese Stadt war eine Antwort auf das Berlin um 1900.

Berlin platzte damals aus allen Nähten. Die Industrialisierung zog Hunderttausende vom Land in die Stadt, und sie drängten sich in dunkle Mietskasernen, fünf, sechs Hinterhöfe tief; die Luft war voller Kohler Rauch, den die Berliner schlicht die Rauchplage nannten, und in den Wintermonaten konnte man kaum atmen. Die Gartenstadt war der Gegenentwurf zu all dem: Licht, Luft, Grün, Villen statt Hinterhöfe, Vogelstimmen statt Fabriklärm. Aber nicht für alle. Frohnau war für jene gedacht, die es sich leisten konnten, für das wohlhabende Bürgertum, das hier zwischen Kiefern und Birken seine Häuser bauen sollte, mit bequemem Bahnanschluss in die Stadt.

Doch es kam anders als geplant. Für den Fürsten war Frohnau nicht nur eine Idee, sondern auch eine Investition. Die verkauften Grundstücke sollten Geld einbringen. Aber sie verkauften sich nur schleppend und es wurde weitaus weniger gebaut, als geplant. So fehlten auch eine Schule, ein Krankenhaus, ein Rathaus. Selbst die Kirche, die Sie hier am Platz sehen, wurde erst zweiundzwanzig Jahre nach der Stadtgründung eingeweiht. Bis dahin behelfen sich die Frohnauer Protestanten mit einer notdürftig hergerichteten Turnhalle.

Und dann, 1920, fiel eine Entscheidung, gegen die sich die Frohnauer mit aller Kraft wehrten – die sich aber aus heutiger Sicht als glücklicher Wendepunkt erweisen sollte. Die preußische Regierung beschloss, fast sechzig kreisfreie Städte, Gutsbezirke und Landgemeinden zu einer einzigen Riesenstadt zusammenzufassen: Groß-Berlin, eine Verwaltungsreform, die aus Berlin über Nacht eine der größten Städte der Welt machte. Frohnau war eine dieser Gemeinden; die Frohnauer protestierten, sie wollten ihre Selbstständigkeit behalten, und sie verloren.

Damals fühlte sich das wie eine Niederlage an – aus heutiger Sicht war es die Rettung der Stiftung. Denn dreißig Jahre später, nach dem Zweiten Weltkrieg, wurde Berlin in vier Besatzungszonen geteilt, und Frohnau lag im französischen Sektor, also im späteren West-Berlin. Wäre Frohnau 1920 selbstständig geblieben, hätte man es bei der Aufteilung Brandenburg zugeschlagen; es wäre Teil der sowjetischen Zone geworden, später Teil der DDR, und eine bürgerliche Stiftung wie die Fürst Donnersmarck-Stiftung hätte dort kaum überleben können. Die Geschichte dieser Stiftung ist voller solcher stillen Wendungen. Sie wurde mehrfach gerettet, durch Entscheidungen, die zur damaligen Zeit niemand als Rettung verstand.

Überqueren Sie den Zeltinger Platz und orientieren Sie sich an der Kirche mit dem Wehrturm. Links daneben geht die Zeltinger Straße ab. Nach wenigen Minuten finden Sie auf der rechten Seite bei der Hausnummer 6 das Centre Bagatelle. Dort setzt sich unsere Geschichte fort.

Station 3

Länge: 4:21

Dies ist eine Produktion der Fürst Donnersmarck-Stiftung anlässlich ihres jährigen Bestehens im Jahr 2026.

Station 3, Centre Bagatelle, Zeltinger Straße 6

Sie sind vor der Zeltinger Straße 6 angelangt. Hinter dem weiß gestrichenen Holzzaun liegt ein parkähnlicher Garten und eine repräsentative, großzügige Villa mit breiter Fensterfront aus der Zeit der Weimarer Republik. Heute beherbergt sie ein Kulturzentrum: das Centre Bagatelle. Aber das Haus hat schon vier Epochen hinter sich, und jede erzählt etwas über das Jahrhundert, das es überdauert hat.

Seine erste Epoche war die einer bürgerlichen Villa, gebaut Mitte der zwanziger Jahre für einen Versicherungsdirektor. Ein vornehmes Domizil in einer Stadt, die noch immer auf ihre Vollendung wartete. Die zweite Epoche begann, als der Direktor in den späten dreißiger Jahren fortzog. Und nach mehreren Eigentümerwechseln im Jahr 1940 die örtliche NSDAP-Gruppe das Haus erwarb. Ihr Vorsitzender machte nicht nur Propaganda, er beteiligte sich aktiv an Zwangsverkäufen jüdischen Besitzes und so wurde aus der Villa das Quartier einer Partei, die Menschen verfolgte.

Den Krieg überstand das Haus weitgehend unbeschadet, und 1945 zogen die Franzosen in den Norden Berlins ein, der nun zu ihrer Besatzungszone gehörte. Sie beschlagnahmten die Villa und machten ein Offizierskasino daraus, dem sie einen klangvollen Namen aus Paris mitbrachten: Cercle la Bagatelle, nach einem kleinen Lustschloss im Bois de Boulogne, mit dem das Haus nicht die geringste Ähnlichkeit hatte. Aber der Name blieb – und mit ihm begann, in den fünfziger Jahren, die vierte Epoche: Die Franzosen öffneten das Haus für die deutsche Bevölkerung, luden zu Ausstellungen, Konzerten, Lesungen und Sprachkursen, und aus dem Offizierskasino wurde ein Kulturzentrum, das es bis heute geblieben ist.

Und damit kommen wir zur Stiftung. Denn das Centre Bagatelle wurde über Jahrzehnte hinweg auch ein lebendiger Treffpunkt für Menschen aus der Fürst Donnersmarck-Stiftung – für Sommerfeste, für Lesungen, für Begegnungen, manchmal auch für Protest. **Thomas Boldin** hat viele Jahre als Sozialpädagoge in Einrichtungen der Stiftung gearbeitet. Er erinnert sich an das Centre Bagatelle.

Ich als Freizeitpädagoge hab natürlich auch viele Einrichtungen gesucht, hier gerade in der unmittelbaren Nähe, wo unsere Bewohner auch hinkommen konnten. Und da bot sich das Centre Bagatelle ganz gut an mit seinen Angeboten, Lesungen, Livemusik. Und es ist auch rollstuhlgerecht das war ganz gut, ein kleiner Fahrstuhl.

Im Sommer 2013 etwa startete hier eine Demonstration unter dem Motto “Mittendrin, so wie ich bin”. Rund sechzig Menschen zogen durch Frohnau, viele von ihnen im Rollstuhl, bedankten sich bei den Geschäften, die barrierefrei waren, und machten zugleich sichtbar, wo es noch immer hapert.

Bei dieser Aktion war ich auch dabei. Da haben wir also, weiß ich, hunderte von Luftballons steigen lassen. Die ganzen Läden, so am Zeltinger Platz, die haben sich in den Jahren ja auch immer mehr auf unsere Rollstuhlfahrer eingerichtet, indem sie barrierefrei wurden. Von der Post die Kirche hat einen Fahrstuhl zum Beispiel gekriegt, den die Stiftung auch zu 50 Prozent mitfinanziert hat. So konnten unsere Bewohner auch am Gottesdienst teilnehmen.

Solche Aktionen der Stiftung gab es viele. Eine barrierefreie Stadt nützt am Ende allen: den Eltern mit den Kinderwagen, den Älteren mit dem Rollator, jenem, der zum Beispiel einen schweren Koffer zieht. Was für die einen lebensnotwendig ist, ist für die anderen bloßer Komfort. Aber gebaut wird es nur, wenn darum gekämpft wird.

Folgen Sie der Zeltinger Straße auf der rechten Seite. Nach wenigen Minuten erreichen Sie eine Reihe unscheinbarer Häuser, die Hausnummern 22 bis 26. Dort treffen wir uns wieder.

Station 4

Länge: 4:25

Dies ist eine Produktion der Fürst Donnersmarck-Stiftung anlässlich ihres jährigen Bestehens im Jahr 2026.

Station 4: Inklusives Wohnen (Zeltinger Strasse 22 bis 26)

Die Häuser, vor denen Sie sich jetzt befinden, wirken auf den ersten Blick unscheinbar: keine Jugendstilvillen, keine Fachwerk-Erker, sondern schlichte Neubauten aus den frühen achtziger Jahren – eine ganz normale Straße in einer ganz normalen Nachbarschaft. Und genau das ist das Bemerkenswerte an ihnen.

Auf den alten Plänen der Gartenstadt war dieses Grundstück für etwas ganz anderes vorgesehen: Hier sollte das Rathaus von Frohnau stehen. Aber das Rathaus wurde nie gebaut, denn Frohnau wurde 1920 nach Berlin eingemeindet – wir haben es an der letzten Station gehört –, und so blieb der Bauplatz leer, jahrzehntelang, bis die Stiftung das Gelände Ende der siebziger Jahre vom Land Berlin erwarb. Warum gerade hier?

Weil damals drei Probleme zugleich nach einer Lösung verlangten. Berlin hatte zu wenig Wohnungen; die Stiftung hatte zu wenig Fachkräfte – Sozialpädagogen, Pflegefachkräfte, Heilerziehungspfleger; und immer mehr Menschen mit Behinderung wollten nicht länger in

großen, anonymen Heimen leben, sondern möglichst selbstständig. Die Wohnanlage war die Antwort auf alle drei Fragen zugleich. Dreiunddreißig Wohnungen entstanden hier, manche barrierefrei, manche barrierearm, dazu großzügige gemeinschaftliche Räume: eine Sauna, eine Kegelbahn, ein Mehrzweckraum für die Begegnung.

Die Idee dahinter war einfach und für ihre Zeit ungewöhnlich: Fachkräfte aus Westdeutschland bekommen hier eine bezahlbare Wohnung und ziehen nach Berlin; Menschen mit Behinderung bekommen eine barrierefreie Wohnung und können eigenständig leben; und alle zusammen bilden eine Nachbarschaft – nicht nebeneinander, sondern miteinander. Das klingt heute vielleicht selbstverständlich, doch damals war es ein frühes, fast kühnes Modell für etwas, das wir heute Inklusion nennen.

Wir haben **Audrey Engelskirchen**, die Bezirksleiterin in Reinickendorf des Ambulant Betreutes Wohnens der Fürst Donnersmarck-Stiftung gefragt.

Zeltinger Straße 22 war ursprünglich eine Außenwohngruppe des Fürst Donnersmarck-Hauses im Erdgeschoss. Das ist dann in den 90er Jahren umgebaut worden zu Einzelappartements und dann darüber im ersten OG war eine Wohngemeinschaft mit damals vier Plätzen. Die ist dann Anfang 2000 umgebaut worden in eine WG mit sechs Plätzen. Und dann gibt es noch einzelne Wohnungen, die an Menschen mit Behinderung vermietet wurden. Das ambulant betreuten Wohnen hat sein Büro dort. Das heißt, für die Klienten sind wir auf sehr kurzem Wege ansprechbar, wenn der Fahrstuhl mal ausfällt, wenn irgendwelche anderen Dinge da anfallen, die spontan gelöst werden müssen. Neben dem, dass natürlich der Pflegedienst da auch viele pflegerische Anteile übernimmt. Also was auffällt, wenn man in die Zeltinger reinkommt, in die 24 es gibt sehr breite Flure, es gibt Türen, die elektronisch sich öffnen, also man muss nicht irgendwas aufschließen. Es gibt also logischerweise auch eine Schließanlage, die sowohl elektronisch als auch per Schlüssel zu nutzen ist, je nachdem, welche Einschränkungen man hat. Briefkästen sind so angebracht, dass man auch aus dem Rollstuhl rankommt, also auch die, die nachgebaut wurden in der Zeltinger, zum Beispiel für die Erdgeschossapartments, sind tiefer gelegt angebracht, sodass dann alle rankommen. Es gibt auf allen Geschossen, da wo der Fahrstuhl ist, in der 55 gibt es Elektrorollstuhlplätze, wo die ihre Elektrorollstühle abstellen können und laden können.

Folgen Sie der Zeltinger Straße weiter bergab, bis zur Hausnummer 44. Bevor Sie die nächste Station anhören, ein Hinweis: sie hat mit der Geschichte der Fürst Donnersmarck-Stiftung nichts zu tun. Allerdings mit den Verbrechen der Nationalsozialisten an Kindern mit Behinderung. Wenn Sie dieses Thema lieber überspringen möchten, setzen Sie Ihren Weg einfach fort, bis Sie an einer großen Kreuzung ein auffälliges Bauwerk aus Holz und Reet erreichen.

Station 5

Länge: 3:18

Dies ist eine Produktion der Fürst Donnersmarck-Stiftung anlässlich ihres 110-jährigen Bestehens im Jahr 2026.

Station 5. Das Kinderkrankenhaus und Dr. Wenzler (Zeltinger 44)

Bevor Sie hier weiterhören, möchten wir Sie auf den Inhalt dieses Kapitels hinweisen: Er hat zwar nichts mit der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu tun, aber mit den Gewaltverbrechen der Nationalsozialisten gegenüber Menschen mit Behinderung. Sollte für Sie die Konfrontation mit diesen Verbrechen gegen die Menschlichkeit belastend sein, empfehlen wir Ihnen, dieses Kapitel zu überspringen.

Das Haus, das hier in der Zeltinger Straße 44 steht, sah schon damals freundlich aus: eine Villa umgeben von einem großen Garten, ein Ort, an dem kranke Kinder gesund werden sollten. Vor dem Zweiten Weltkrieg wurde hier eine private Kinderklinik eingerichtet. Ihr Gründer und langjähriger Leiter war Dr. Ernst Wentzler.

Dr. Wentzler stammte aus einer kleinen Stadt in Niedersachsen, hatte im Ersten Weltkrieg in einem Lazarett gedient und ließ sich Anfang der zwanziger Jahre in Frohnau nieder, wo er eine Kinderklinik gründete. Die Klinik florierte, mit dreißig Betten und mehreren hundert Kindern im Jahr. Aber Dr. Wentzler war nicht nur Kinderarzt: zwischen 1939 und 1945 war er auch einer von drei Ärzten, die für eine Tarnorganisation der Nationalsozialisten darüber entschieden, welche Kinder mit Behinderungen getötet werden sollten.

Der Name dieser Organisation klang harmlos und wissenschaftlich – *Reichsausschuss zur wissenschaftlichen Erfassung von erb- und anlagebedingten schweren Leiden* –, doch was sich dahinter verbarg, war Mord. Mindestens fünftausend Kinder wurden in den sechs Jahren ermordet, in denen Wentzler tätig war. Man verabreichte ihnen überdosierte Beruhigungsmittel, oder man ließ sie einfach verhungern.

Ob Wentzler in seiner eigenen Klinik in Frohnau Kinder ermordet hat, lässt sich nicht beweisen. Aber es ist belegt, dass er Kinder mit Behinderungen von hier an Kinderfachabteilungen überwies, wo sie ermordet wurden. Und es ist belegt, dass einige Kinder mit Behinderungen in seiner Klinik unter ungeklärten Umständen verstarben. Nach dem Krieg verließ Wentzler Berlin und kehrte in seine Heimatstadt zurück, wo er weiter als Kinderarzt praktizierte. Er starb friedlich im Alter von zweiundachtzig Jahren, unbehelligt und unbestraft.

Warum erzählen wir das auf einer Tour über die Fürst Donnersmarck-Stiftung? Die Stiftung war in jenen Jahren nicht aktiv. Sie hatte fast ihr gesamtes Vermögen verloren, die

Nationalsozialisten wollten sie auflösen. Aber die Geschichte der Behinderung im zwanzigsten Jahrhundert lässt sich nicht erzählen, ohne Orte wie diesen zu nennen.

Folgen Sie weiter der Zeltinger Straße, bis Sie zu einer großen Kreuzung kommen. Dort steht ein eigentümliches Bauwerk aus Holz und Reet. Das ist unsere nächste Station.

Station 6

Länge: 3:55

Dies ist Eine Produktion der Fürst Donnersmarck-Stiftung anlässlich ihres 110-jährigen Bestehens im Jahr 2026.

Station 6, am Pilz (Kreuzung Zeltinger Straße / Oranienburger Chaussee)

Es ist eines der wunderlichsten Bauwerke der Gartenstadt: ein spitzkegeliger Bau mit einem Reetdach, der auf einem schlanken Holzfuß sitzt. Sehen Sie sich ihn aus einiger Entfernung an. Woran erinnert Sie das?

Genau, an einen Pilz. Hier in Frohnau sagt man: „Wir treffen uns am Pilz.“ Eigentlich ist es ein bescheidener Wetterschutz. Ein Unterstand für die Menschen, die hier auf den Bus warten oder die Straße überqueren wollen.

Gebaut zur Eröffnung der Gartenstadt und später war hier eine Straßenbahn-Endhaltestelle. Den Krieg hat der Pilz überstanden, die Straßenbahn nicht. Beinahe aber wäre dieser ganze Ort in etwas völlig anderem verschwunden.

Schon in den dreißiger Jahren entstand der Plan, Berlin mit einem Autobahnring zu umfahren, und die Nordtangente dieser Trasse sollte mitten durch den Frohnauer Forst führen. Durch jenen Wald, den der Fürst zur Finanzierung der Stiftung gestiftet hatte. Genau hier, wo wir uns befinden, am Pilz, wäre die Anschlussstelle Nord gelegen: ein vierspuriges Kleeblatt aus Auf- und Abfahrten, das den Verkehr auf die B96 geleitet hätte, in der einen Richtung nach Berlin, in der anderen nach Oranienburg.

Gebaut wurde die Trasse nie. Zunächst kam der Krieg dazwischen, dann verlief nach 1945 ganz in der Nähe die innerdeutsche Grenze. Lange galt das nur als vorläufig, und auf den West-Berliner Plänen blieb die Autobahn samt Kleeblatt noch jahrzehntelang eingezeichnet. Erst um 1970, als der Berliner Ring weit draußen auf dem Gebiet der DDR geschlossen wurde, verschwanden diese Pläne endgültig in der Schublade.. Schauen Sie sich um: Sie sehen nichts als Häuser und Bäume. Wieder eine jener Wendungen, die das Ende hätten sein können – diesmal nicht nur für diesen Standort der Stiftung, sondern für den ganzen Stadtteil.

An dieser Kreuzung gab es früher keine Ampel. Die Entstehungsgeschichte der Ampel ist eng mit der Geschichte der Stiftung verbunden. Davon erzählt **Thomas Boldin**.

Das war sogar Kopfsteinpflaster. Das war eigentlich durch den Wald eine ziemlich rüttelnde Straße bis hinten kurz vor Hohen Neuendorf. Da war die Mauer und es war hier wirklich nichts los, weil kein Durchgangsverkehr. Und das änderte sich schlagartig, als die Mauer aufgemacht wurde. Da pulsierte hier der Verkehr und unsere Menschen mit Behinderung, die sind überhaupt nicht über diese Kreuzung gekommen. Und da gab es dann eine Aktion, dass wir uns für eine Stunde abgewechselt haben und haben die Autos gezählt, um eben dann auch dem Senat zu sagen: Wir benötigen für unsere Bewohner hier ganz, ganz wichtig eine Ampel, damit man darüber gehen kann. Es dauerte gefühlsmäßig sehr schnell, dass wir da eine Anforderungsampel bekommen haben, dass man da über die 96 auch gekommen ist mit den Bewohnern und den Rollstuhlfahrern.

Überqueren Sie hier am Pilz die Oranienburger Chaussee, biegen Sie halblinks in die Raentaler Straße ein und folgen Sie dem Weg in den Wald hinein. Nach einigen Minuten erreichen Sie den Frohnauer Forst, wo unsere Geschichte weitergeht.

Station 7

Länge: 3:58

Dies ist Eine Produktion der Fürst Donnersmarck-Stiftung anlässlich ihres 110-jährigen Bestehens im Jahr 2026.

STATION 7 — DER FROHNAUER FORST

Wir haben die Straße hinter uns gelassen. Nach wenigen Schritten kommen wir zu einer Schranke. Hören Sie, wie der Verkehr verstummt und nur noch der Wind in den hohen Bäumen bleibt, ein paar Vögel, das Knirschen unserer eigenen Schritte? Wir sind im Frohnauer Forst, und mit diesem Wald beginnt eigentlich die ganze Geschichte der Stiftung. Wenn Sie sich die Bäume etwas niedriger denken, sehen Sie das Frohnau, dass die ersten Besucher um 1910 erblickten: gepflasterte Straßen, die schon damals mitten durch den Wald führten, so wie hier, an dieser Stelle, noch heute. Der Frohnauer Forst ist eine Art Zeitkapsel. Die Bäume sind höher geworden, manche sind längst die Enkel der damaligen – und doch bekommen Sie hier eine Ahnung davon, wie die junge Gartenstadt auf ihre ersten Besucher gewirkt haben muss.

Warum der Fürst und die Fürstin gerade Frohnau als Standort der Stiftung wählten, lässt sich bis heute in der Stiftungsurkunde von 1916 nachlesen. Sie schätzten den Ort, wie es

dort heißt, - Zitat: „wegen seiner erfrischenden Waldluft, seiner ländlichen Stille und Anmut bei nächster Nähe Berlins“ – und sie waren überzeugt, dass dieser Wald, dieses Klima, diese Stille sich nicht nur vorübergehend, sondern dauerhaft für Heilzwecke nutzen ließen.

Geplant war hier eine große militärische Kur- und Heilanstalt für vierhundert Patienten. Ein Waldluftkurort für versehrte Soldaten, ähnlich den Beelitzer Heilstätten, die man im Süden Berlins für Lungenkranke angelegt hatte.

Gebaut wurde diese Anstalt nie. Der Fürst starb 1916, Baustoffe waren knapp, und dann kam die Inflation. Aus dem geplanten Waldkurort wurde nichts – aber der Wald, der blieb. Und mit ihm änderte sich, was er für die Stiftung bedeutete: Was als Heilort gedacht war, wurde zur stillen wirtschaftlichen Grundlage. Jahrzehntlang finanzierte sich die Stiftung vor allem aus dem Verkauf von Holz, was Ende der vierziger Jahre durchaus lukrativ war. Mit der zunehmenden Abschottung West-Berlins jedoch gingen diese Einnahmen Jahr um Jahr zurück.

Im Februar 1974 fasste die Stiftung deshalb einen weitreichenden Entschluss: Sie verkaufte die verbliebenen 1,4 Millionen Quadratmeter Wald an das Land Berlin, das dafür rund achtzig Millionen Mark zahlte. Das Geld legte die Stiftung vor allem in Mietshäusern an und wechselte aus der Forstwirtschaft in die Immobilienbranche. Niemand konnte voraussehen, wie sich der Status der geteilten Stadt Berlin entwickeln würde. Aus heutiger Sicht war es klug: bis heute erzielt die Stiftung einen großen Teil ihrer Einnahmen aus der Vermietung von Immobilien und gibt sie in ihr soziales Engagement zurück.

Der Verkauf war auch für Berlin ein Gewinn, denn der Wald wurde nicht gerodet und nicht bebaut, sondern blieb, was er war: eine grüne Lunge im umgrenzten West-Berlin. Ein beliebtes Naherholungsgebiet, später ein Naturschutzgebiet. Heute ist der Frohnauer Forst eine weitgehend sich selbst überlassene Fläche, in die der Mensch kaum noch eingreift. Und langsam wird aus dem alten Wirtschaftswald wieder ein urwüchsiger Wald.

Einen kleinen Teil des ehemaligen Stiftungswaldes behielt die Fürst Donnersmarck-Stiftung aber für sich. Auf Ihrem Weg hierher sind Sie eben an dem Gelände vorbeigekommen, an dem die nächste Station unseres Audioguides spielt.

Verlassen Sie den Wald wieder und kehren Sie zum Eingang zurück. Auf der linken Seite, am Eingangstor zum Gelände des P.A.N. Zentrums sehen Sie ein niedriges Gebäude. Dort treffen wir uns wieder.

Station 8

Länge: 10:54

Dies ist eine Produktion der Fürst Donnersmarck-Stiftung anlässlich ihres 110-jährigen Bestehens im Jahr 2026.

Station 8: Kinderheim und Fürst Donnersmarck-Haus.

Wir sind jetzt am Eingangstor zum Gelände des PAN Zentrums. Rechter Hand sehen Sie ein niedriges Gebäude. Hier begann in den späten fünfziger Jahren ein neues Kapitel sowohl für Frohnau als auch für die Stiftung. Denn an dieser Stelle nahm sie ihre operative Tätigkeit in einem Arbeitsfeld auf, das sie bis heute begleitet: Rehabilitation und Wohnen für Menschen mit Behinderung. Begonnen hat alles mit einer Bitte. 1958 wandte sich ein evangelischer Verein an die Stiftung, weil er ein Gelände für ein Kinderheim suchte. Die Stiftung willigte ein und ab 1962 entstand hier ein Heim mit 48 Betten, das vor allem Kinder aufnahm, die nach einer Kinderlähmung eine Behinderung davongetragen hatten. Schon wenige Monate nach der Eröffnung geriet der Trägerverein jedoch in finanzielle Schwierigkeiten. Die Stiftung sprang ein und übernahm Anfang 1964 schließlich die Trägerschaft. Das war der Beginn eines Engagements, das nun schon über sechzig Jahre währt.

Das Kinderheim war ursprünglich als reine Rehabilitationseinrichtung gedacht. Die Kinder sollten so weit gefördert werden, dass sie in ihre Familien zurückkehren oder in eigene Wohnformen ziehen konnten. Doch dieses Ziel erwies sich als zu ambitioniert und das hatte zwei Gründe, die zur selben Zeit zusammenkamen. Zum einen ließ die Schluckimpfung die Zahl der an Kinderlähmung erkrankten Kinder rasch zurückgehen, sodass das Haus zunehmend Kinder mit anderen, oft schweren Mehrfachbehinderungen aufnahm. Zum anderen wuchsen viele Bewohnerinnen und Bewohner aus dem Kindesalter heraus, ohne dass es für sie passende Anschlussangebote gegeben hätte. Und so blieben sie.

Wir haben mit einer Frau gesprochen, die als Baby hierher ins Heim kam und einen Teil ihrer Kindheit an diesem Ort verbracht hat:

Kirsten Heil.

Ich bin mit einer Behinderung geboren worden und soweit wie man mir erzählt hat, war ich ein Jahr im Krankenhaus. Meine Eltern haben mich dann nicht mehr abgeholt und dann bin ich ins Fürst Donnersmarck-Haus gekommen. Das muss dann 1968 gewesen sein. Es war halt familiär, es gab nur sechs kleine Gruppen. Man kannte jeden, obwohl es verschiedene Altersgruppen gab. Aber innerhalb der Gruppen waren alle in einem Alter. Man ist halt die Jahre zusammen groß geworden, man kannte seine Betreuer, seine Erzieher, wie man sie damals genannt hat: Erzieherin, Erzieher. Mit den Kindern habe ich den ganzen Tag viel gespielt. Wir sind alle zusammen irgendwie in eine Schule gegangen. Ich kann mich an Reisen erinnern, die wir zusammen gemacht haben. Ich weiß aber auch, dass es viele Kinder gab, die Eltern hatten, die sie besucht haben am Wochenende und ich hatte keinen Besuch.

Wenn man selber Geburtstag hatte, dann haben eigentlich alle anderen auch Geburtstag gehabt oder haben Geschenke bekommen. Es war nicht so individuell. Das hat mich ein bisschen bis heute im Erwachsenenleben auch geprägt, so dass mir mein Geburtstag auch sehr wichtig ist. Ich kann mich an ein Schwimmbad erinnern, an ein Trampolin. Ich weiß, wir waren beim Reiten, beim therapeutischen Reiten. Wir hatten viel Krankengymnastik. Ich war neun Jahre alt, als ich das Heim verlassen habe, bevor ich dann zu den Pflegeeltern gekommen bin. Ich habe überwiegend positive Erinnerungen an diese Zeit, in der ich im Kinderheim war. Die Pflegemutter, die mich aufgenommen hat, hat selber im Fürst Donnersmarck-Haus gearbeitet und ich hatte dann erstmal keinen Kontakt mehr zum Fürst Donnersmarck-Haus. Das hat sich dann erst später, zwanzig, dreißig Jahre später erst wieder ergeben.

Der Mann, der diese Geschichte über Jahrzehnte aus nächster Nähe miterlebt hat, ist Thomas Boldin, Sozialpädagoge, lange Jahre Betreuer und Begleiter der Bewohnerinnen und Bewohner.

Die Mauer war nur vierzig Meter entfernt vom Gelände des Fürst Donnersmarck-Haus. Und wir hatten zwei Wege. Einmal einen Weg, wo die französischen Soldaten mit ihren Patrouillen langgefahren sind und dann noch ein Sandweg, der war also ziemlich fest ausgebaut und da haben wir also immer die französischen Jeeps schon gesehen, die hier entlang gedonnert sind. Wir sind also in die Stadt gefahren, in Gartenlokalen im Sommer und zu Konzerten, zur Waldbühne. Also wurde alles mitgemacht. Habe ich mal mit allen meinen Bewohnern von der Gruppe, bin ich Motorrad gefahren. In den 70ern hat man es halt gemacht. Und da hatte ich zum Beispiel mal einen querschnittsgelähmten Jungen, den haben wir aufs Motorrad gesetzt, mit Spanngurten befestigt, die Füße an den Rasten und dann sind wir schön bis hinten bis zur Mauer gefahren, mit Motorrad. Es wäre jetzt eigentlich auch undenkbar, aber damals haben wir sowas gemacht.

Die Kinder wurden älter, jugendlich und bald erwachsen. Ende der 1970er Jahre war klar, dass das Kinderheim weder baulich noch vom Konzept her ausreichen würde, ihnen gerecht zu werden. Auf dem Gelände entstand ein Neubau aus Stahlbeton und roter Klinker mit einer Turnhalle, Schulräumen und einem großen Garten, in dem sogar einige Ponys lebten. Während das neue Haus noch im Bau war, begannen sich draußen in der Welt die Vorstellungen davon, wie Menschen mit Behinderung leben sollten, grundlegend zu wandeln. Die Behindertenbewegung kritisierte die großen Heime scharf. In ihnen, so der Vorwurf, seien Selbstbestimmung und Teilhabe schlicht unmöglich. Die Aktivistinnen und Aktivisten forderten Barrierefreiheit, den Zugang zu Regelschulen, persönliche Assistenz und vor allem dezentrales Wohnen. Die Stiftung reagierte früh. Bereits Ende der 70er Jahre entstand im Fürst Donnersmarck-Haus eine Jugendgruppe, in der vergleichsweise eigenständig gewohnt werden konnte. Dann gründete die Stiftung über ganz West-Berlin verteilt Wohngemeinschaften. Menschen mit Behinderung lebten nun nicht mehr am Stadtrand zusammengefasst, sondern mittendrin in Wedding, in Schöneberg, in Neukölln.

1979 eröffnete die Stiftung auf dem Gelände einen Neubau, das Fürst Donnersmarck-Haus. Das Haus bot ein breites Spektrum an Wohnformen, von der Vollversorgung bis hin zum nahezu selbstständigen, ambulant begleiteten Wohnen, dazu therapeutische und pädagogische Angebote. Außerdem war das Haus von Anfang an als ein Ort der Begegnung gedacht. Sommerfeste öffneten es zum Stadtteil hin, Nachbarinnen und Nachbarn kamen und es ging immer darum, jene Isolation zu durchbrechen, in der Menschen mit Behinderung damals lebten.

Kirsten Heil hat diese Zeit miterlebt.

Ich bin ja dann bei dieser Pflegefamilie groß geworden, habe dann meine Ausbildung gemacht, habe dann zwanzig Jahre gearbeitet und hatte eigentlich gar keinen Bezug mehr zu diesem Haus. Und dann bin ich früh gerentet worden. Und dann fing so ein bisschen die Langeweile an. Und dann traf ich irgendwann mal meine ehemalige Krankengymnastin, mit der ich hier Krankengymnastik als Kind gemacht habe. Und die sagte irgendwann, da passiert so viel im Fürst Donnersmarck-Haus. Da ist alles neu. Die machen da jetzt Sommerfeste, da wird Bingo gespielt, da ist die Andacht, die machen auch mal einen Disco Abend. Guck doch da einfach mal so vorbei. Also es kam dann auch durch diese Spielgruppe in der Markgrafenstraße, also dieser Außenbereich der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Ja, und dann bin ich auch öfters immer mal wieder hier gewesen und habe dann auch die Bewohner kennengelernt. Da bin ich dann wirklich zu jedem Sommerfest gegangen, habe das auch gerne in Anspruch genommen, diese Veranstaltung zu besuchen.

Thomas Boldin.

Wir haben riesige Sommerfeste gefeiert mit neunhundert Leuten und es waren die Nachbarn, die eingeladen wurde von der Freiwilligen Feuerwehr bis zur Nordbahn waren alle hier. Und wir haben auch Postwurf Sendungen immer in die Briefkästen gesteckt und man kannte sich auch.

Kirsten Heil.

Ich lebe jetzt ja auch schon über dreißig Jahre hier in Frohnau. Es ist für mich das Gefühl, es gehört einfach immer noch dazu. Natürlich wurden auch Bürgersteigkanten abgesenkt. Die Akzeptanz, diese positive Akzeptanz den Menschen mit Behinderung gegenüber ist für mich auch geblieben. Also ich habe auch da keine negativen Erfahrungen gemacht in Frohnau, seitdem ich hier auch wieder wohne. Ich denke in anderen Bezirken ist das vielleicht auch ganz anders als hier in Frohnau.

Thomas Boldin.

Da gab es den ersten Schädel-Hirn-Traumatiker. Auf der Gruppe 9 wurde er aufgenommen und das war eigentlich unser Pilot Mensch mit Behinderung, nachdem wir uns also zu einem neurologischen Zentrum entwickelt haben. Da ging es um enge Zusammenarbeit mit den

Therapeuten. Es gab eine verstärkte interdisziplinäre Zusammenarbeit mit den Therapeuten. Der Therapiebereich wurde auch erweitert. Es gab auch zusätzliche Instrumente für Physiotherapie zum Beispiel. Es wurde immer mehr zu einer medizinischen Einrichtung. Aber sonst waren wir eigentlich finanziell immer sehr gut aufgestellt in dem alten West-Berlin. Die Pflegesätze wurden immer erhöht, immer das, was gebraucht wurde, wurde auch im Jahr zurücküberwiesen. Also es war schon eigentlich ein ganz gutes Leben hier.

Mit der Wiedervereinigung wurde die Finanzierung enger und zugleich wandelte sich das Selbstverständnis der Klientinnen und Klienten. Viele verstanden das Fürst Donnersmarck-Haus nicht länger als dauerhaften Lebensort, sondern als Durchgangsstation, als eine Etappe auf dem Weg zurück in ein eigenes Leben.

Betreten Sie nun das Gelände, folgen Sie dem Weg zum hellen Hauptgebäude und betreten Sie das P.A.N. Zentrum. Dort haben wir unsere letzte Station.

Station 9

Länge: 5:16

Dies ist Eine Produktion der Fürst Donnersmarck-Stiftung anlässlich ihres jährigen Bestehens im Jahr 2026.

Station 9 — Das P.A.N. Zentrum.

Wir sind am Ende unseres Weges angekommen, dem jüngsten Baustein, dem Flaggschiff des Rehabilitationsangebots der Stiftung, dem P.A.N. Zentrum. Eröffnet wurde es 2015 nach mehr als zehn Jahren der Planung und Konzeption. P.A.N. steht für Postakute Neurorehabilitation. Hierher kommen Menschen, die einen Schlaganfall erlitten haben, ein Schädel-Hirn-Trauma, eine Hirnhautentzündung. Die akute Klinikzeit liegt hinter ihnen, doch sie sind noch nicht wieder dort, wo sie einmal waren. Sie müssen neu lernen, was ihnen selbstverständlich war - ein Wasserglas halten, einen Brief schreiben. Kurz: das Leben neu lernen.

Was die Stiftung hier anbietet, ist die Verbindung aus intensiver Therapie und pädagogisch begleitetem Alltag unter einem Dach mit einem eigenen Apartment für jede Rehabilitandin und jeden Rehabilitanden. Und die lichte Architektur trägt dieses Konzept mit: weite, helle Räume, ein zentraler "Marktplatz" als Treffpunkt des Hauses und Wege, auf denen man sich auch dann nicht verliert, wenn die eigene Orientierung gerade schwerfällt.

Wir haben mit dem Mann gesprochen, der als leitender Arzt dieses Haus heute leitet, dem Neurologen und Physiker Privatdozent Dr. Christian Dohle.

Die konzeptionelle Änderung des P.A.N. Zentrums spiegelt sich auch in der Architektur wider. Vorher war es ein sehr geschützter Rahmen und auch die Idee war, die Menschen, die Kinder, die hier wohnten, an die Hand zu nehmen und sie durch ihr Leben zu gleiten. Jetzt ist es ein sehr offenes Konzept und eben auch ein architektonisch sehr offenes Konzept. Das heißt, wir haben große Sichtachsen, die gerade auch innerhalb der Therapieräume immer den Blick nach außen eröffnen. Wir haben einen Cafeteria Bereich, wir haben große Räume, die von außen einsichtig sind, um auch Menschen von außen einen Einblick in unsere Arbeit geben zu können. Wir gehen nach einer Erkrankung üblicherweise davon aus, dass der Verlauf einem strikten Ablauf folgt. Das heißt, zunächst gibt es die Akutbehandlung im Krankenhaus, dann die Rehabilitation. Und nun ist es so, dass wir bei vielen Erkrankungen danach noch keinen Endpunkt erreicht haben, sondern eine längere Periode von intensiver Unterstützung und Therapie brauchen. Und hier greift das Konzept der postakuten Neurorehabilitation. Das heißt, wir haben keine Klinikbehandlung, sondern eine Behandlung im Alltag, in der wir Alltagstraining mit spezifischen Therapien kombinieren. Diese enge Verschränkung von pädagogisch unterstütztem Wohnen und intensiver Therapie unter einem Dach ist quasi einmalig in Deutschland. Mit der großen Therapieintensität und der engen Zusammenarbeit, die die verschiedenen Berufsgruppen haben, gibt es keine vergleichbare Einrichtung.

Diese Geschichte der Behinderung, wie spiegelt die sich hier an diesem Standort wider?

Die ursprüngliche Idee der Rehabilitation oder auch Versorgung von Kriegsverletzten hatte ja schon auch einen beruflichen Charakter. Das heißt, es ging nicht nur darum, die kriegsversetzten Soldaten zu unterstützen, sondern auch sie wieder zu einer wie auch immer gearteten Berufsfähigkeit zu ertüchtigen. Eines der Kernelemente, was wir hier im Haus versuchen, nicht nur die Defizite zu verbessern, soweit das möglich ist, sondern auch Menschen zu ertüchtigen mit den Defiziten, die nachher bleiben, eigenständig leben zu können.

Hundertzehn Jahre Stiftung, das ist eine Geschichte, die mehrfach hätte enden können: in der Inflation, unter den Nationalsozialisten, in der Teilung Berlins, in den Plänen einer Autobahn, die mitten durch den Wald führen sollte.

Was sich verändert hat, ist die Antwort auf eine Frage, die uns durch diese ganze Tour begleitet hat: wozu Hilfe. Im Jahr 1916 lautete eine Antwort: wieder arbeitsfähig werden. Heute lautet sie: wieder eigene Entscheidungen treffen können, menschenwürdig leben können. Und das ist weit mehr als ein Wechsel der Methode. Es ist ein Wechsel der Vorstellung davon, was ein Mensch ist. So wie es das Motto der Fürst Donnersmarck-Stiftung besagt: "Mittendrin, so wie ich bin."

Wir danken allen, die uns auf diesem Weg Ihre Stimme geliehen: Thomas Boldin, Kirsten Heil, Audrey Engelskirchen und Dr. Christian Dohle. Und wir danken Ihnen, dass Sie uns auf diesem Weg begleitet haben.

Wenn Sie mögen, sind Sie herzlich eingeladen. Betreten Sie das P.A.N. Zentrum und wenden Sie sich nach rechts zur Cafeteria. Wenn Sie an der Theke das Stichwort nennen – „hundertzehn Jahre Fürst Donnersmarck-Stiftung“ –, bekommen Sie ein kleines Geschenk und einen Kaffee. Auf's Haus.

Diese Audiotour war eine Produktion der Fürst Donnersmarck-Stiftung anlässlich ihres jährigen hundertzehnjährigen Bestehens. Sprecherin und Sprecher Ursula Rebenstorf und Dominik Erdmann. Skript und Audioproduktion: András Petrik. Weitere Informationen, Transkripte und eine Fassung in leichter Sprache finden Sie über den QR-Code am Eingang oder unter www.fdst.de.